



Herbert Fitzek

Der gemachte Mann

Fallbeispiel eines Psychologen beim Eintritt ins Berufsleben

Ungebremster Aufstieg

Es fing alles an mit einer Beerdigung¹. Als ich mich beim Provinzialat des katholischen Ordens vorstellen wollte, mußte ich an der Türschwelle eine ganze Prozession von Schwestern passieren lassen. Merkwürdig, wie gut Stille und schwarze Kleidung ins Bild des Klosteralltags paßten. Als ich endlich eintrat, war der ‚zuverlässige‘ Psychologe gefunden, nach dem etliche Wochen vorher der Ruf durch diese Mauern gedrungen war. Der Ruf mußte inzwischen einige Etappen zurückgelegt haben, denn als ich nun durch hohe Flure ins Besucherzimmer gelotst wurde, erwartete mich dort bereits die Mitteilung, daß die mir angebotene Stelle schon begraben sei. Die zwanzig bis dreißig Wochenstunden im Kinderheim, die von der Verwaltungsbehörde einem möglichst männlichen Bewerber zur freien Entfaltung geboten wurden, waren anderweitig vergeben. Gerade jetzt aber sei eine noch passendere Stelle in einem Heim zu vergeben, das zudem über ein eingespieltes Team und eine wohnliche Anlage (Kinderdorf) verfüge: „Genau das richtige für Sie!“ Mein Wunsch, bis zum Abschluß meiner Diplomarbeit die Wochenstundenzeit zu kürzen, fügte sich genauso glatt ins Bild. Schließlich werde meine Vorgängerin erst im nächsten Jahr ausscheiden, und bis dahin seien meiner Tätigkeit im Heim praktisch keine Grenzen gesetzt, zumal mir als praktisch einzigem Mann dort ohnehin alle Türen offenstünden.

Meine akademische Skepsis hielt mich von

vorneherein davon ab, als der ‚gemachte Mann‘ am Ende aller Türen den Himmel auf Erden zu erwarten. Zudem fiel mir auf, daß die kleinen Ungereimtheiten meine Chancen auf dem glatten Weg jeweils nur noch zu verbessern schienen. So etwas ging mir wohl durch den Kopf, als ich auf dem Weg zum Vorstellungsgespräch die Landschaft nach einer Art Schloßchen auf einem Hügel absuchte, und dann in einem an den Fuß eines Hügels geklebten Nachkriegsbau landete, wo mich eine reichlich verkrampft wirkende Damenriege umstellte: Welches Konzept wolle ich denn in ihrem Heim verfolgen?

Meine ersten Ausführungen, das Heim sei mir als Institution im Zusammenwirken verschiedener Einflüsse wichtig, wurden noch schweigend angehört, doch als ich die Entwicklung eines Konzepts von der Einarbeitung durch meine Vorgängerin abhängig machte, äußerte sich erster Unmut. Meine Information, nach der die Psychologin im nächsten Jahr aufhören wollte, ging offenbar haarscharf an den Tatsachen vorbei, so scharf, daß über diesen Punkt selbst in der Heimleitung nicht gesprochen wurde. Die vorgesetzte Stelle war einer Entscheidung offensichtlich zuvorgekommen.

Die Türen schienen sich wieder magisch zu öffnen, als die Psychologin ihre Erwartungen an mich schilderte. Ich könne sie und die Erzieher vielleicht auf den neuesten Stand der Jugendpsychologie bringen, denn besonders

die Jugendlichen fielen im Heim durch ihre Labilität auf, oder besser „schlicht durch ihre Bequemlichkeit“. Während ich zur Beruhigung der Gemüter etwas mit der Geschichte meiner Ausbildung und Ansätzen der Jugendpsychologie beizutragen versuchte, braute sich neuer Ärger zusammen. Erstmals meldete sich die Leiterin zu Wort, um in knappen Zügen zu berichten, worum es eigentlich gehe: Traue ich mir die Arbeit mit Jugendlichen zu? Kann ich was, das sie beeindruckt? Gesucht sei ein männlicher Ansprechpartner für die 14–18jährigen Jugendlichen. Das ist ihr großes Problem. Immer mehr Kinder im Heim kommen in dieses Alter und bringen Erzieher und Heimleitung zur Verzweiflung: Ausreißertum, Alkoholismus, Auf-den-Strich-Gehen, Kriminalität sind an der Tagesordnung. Hinter dem ‚gemachten Mann‘ kam endgültig die Brisanz meiner Aufgabe heraus. Der Mann sollte sich durchboxen können, eine starke Hand führen, zum Vorbild werden. Der eben noch von allen Belastungen freigestellte Fachmann wird jetzt als Sonderkommando gegen ein übergroß gewordenen Grundproblem eingesetzt. Unbehinderter Aufstieg erweist sich als Himmelfahrtskommando, und ob ich dabei Boden unter den Füßen gewinne, ist mein Risiko. Hatte mich die Ordensleitung die Treppe so hoch hinauffallen sehen, daß ich dort schon als der Über-Psychologe aller ihnen anvertrauten Heime erschien, so stürzte ich jetzt von einem Luftloch ins andere: Geschwister keine, Erfahrung in der Jugendarbeit keine, sportlicher Ehrgeiz Fehlanzeige, handwerkliches Geschick dito.

Ein Himmelfahrtskommando

Beim ersten Rundgang im Schlepptau der Leiterin beschäftigt mich das Verhältnis des peinlich glatten Einstiegs mit seiner unrühmlichen Wendung. Die dörfliche Anlage in überschaubaren Wohngruppen, der familiäre Ton zwischen Erziehern und Kindern vermittelt zu-

nächst eher ‚Heimeliges‘, und erst an der Kaffeetafel mit selbstgebackenem Apfelkuchen geraten wieder die Geschichten der Jugendlichen in den Blick. Man kann ihnen einfach nicht trauen. Immer fressen sie etwas aus. Man legt ihnen alles zu Füßen, und sie gehen achtlos daran vorbei. Man legt sich krumm für sie und kassiert dafür noch einen Fußtritt. Der Reihe nach werden da die (Aus-)Fälle im Heim durchgegangen – einer schlimmer als der andere. Wären sie nicht, so sagen sich die Betroffenen, dann hätten wir das beste Leben. Ist die Hilflosigkeit, das frage ich mich, schon das ‚Heimliche‘, das hinter der Oberfläche des ‚trauten Heims‘ herauskommt? Da ist der Fall eines Mädchens, das immer schon ein großes Problem im Heim war. Gefürchtet sind besonders ihre Selbstmordversuche, die offenbar etwas Virtuoses haben. Beim letzten Mal landete sie damit in einem holländischen Kl. -tenhaus und versammelte, ohnmächtig (!) auf der Intensivstation (!), nach und nach das halbe Heimpersonal um sich. Eines Tages stand sie auf (nahm ihr Bett) und erklärte das ganze samt Ohnmacht für einen Schwindel. Solche Erzählungen kriege ich noch öfter zu hören, und nie ist dabei der ästhetische Unterton zu überhören: Geschähe uns das alles nicht, dann wäre es hier totlangweilig!

Die Last der Fälle, die ich beheben soll, ist also verbunden mit einer Lust an den Fällen. Schuld ist vom Ganzen auf die unvermittelt immer wieder auftretenden Ausfälle abgewendet, und am Spektakulären dieser Einzelaktionen versichern sich die Betroffenen gegenseitig die Aussichtslosigkeit von Gegenmaßnahmen. Dieses Umschuldungsverfahren schien auf der einen Seite immer abenteuerlichere Eskapaden herausgefordert zu haben, auf der anderen Seite aber auch immer neue, vergebliche Rettungsmanöver. Für meine Tätigkeit wurde es daher wichtig zu klären, inwieweit dem ‚großen Problem‘ tatsächlich ab-

geholfen werden sollte oder ihm insgeheim gar nicht abgeholfen werden durfte? Sollte es so etwas wie einen heimlichen Genuß an der Sache geben, so schien dafür der frischgebackene, in Jugendarbeit und Heimgeschichte unerfahrene Psychologe wirklich wie geschaffen. Und als einziger Mann im Heim würde ich noch so viele Initiativen zum Fußballspielen, Handwerken oder zur Pfadfinderei starten können, ohne damit das Ende der Probleme herbeizuführen.

Während ich noch sinniere, wie ich solche Gedankengänge eigentlich an den Mann, also das ‚Team‘ (Leiterin, Pädagogen und Schwestern) bringen kann, fällt mir die Wochenübersicht eines Freizeitangebots in die Hände, wie ich es nie hätte bieten können. Auf einem Blatt sind nicht nur die Nachmittagsangebote minutiös aufgeschlüsselt, – Do. 15.30-18.00 Uhr Werken f. Kinder ab 12 J.; 19.00-19.45 Uhr Volleyball f. Kinder ab 10-13 J.; 19.50-21.00 Uhr Freizeit . . . –, sondern selbst Bestimmungen für einzelne Tage im Jahr getroffen. Die lückenlose ‚Freizeitgestaltung‘ spottete geradezu meiner jüngsten Überlegungen, und ich mußte mir wieder einmal einen Dreh an meiner Aufgabe gefallen lassen. Wenn es tatsächlich schon jemanden gab, und den gab es, der den Inbegriff der schwesterlichen Wünsche nach einem (Kerl von einem) Mann erfüllte, dann konnte von mir niemand erwarten, daß ich dessen Konzept kopiere, dann würde andererseits der Boden, auf den ich meine Aktivitäten setzen konnte, noch unwegsamer.

Immerhin verriet mir die Tatsache, daß gerade ein Psychologe die Männerrolle übernehmen sollte, welche Not sich um diese brisante Stellung im Heim inzwischen gelagert hatte. Mit dem Psychologen kam etwas von den heimlichen Übereinkünften ins Spiel, die hier ‚der Fall‘ waren. Das wurde besonders deutlich an

den wenigen Vorstellungen, die sich mit meiner Arbeit außerhalb des vorgeschobenen Freizeitbereichs verbanden. Stereotyp tauchte da der ‚Medien‘-Begriff auf. Von meinem Zeugnis weg (‚Medienpsychologie‘) hatte sich dieser Begriff seit dem Vorstellungsgespräch überall dahin gefressen, wo man mit dem Psychologen nichts mehr anzufangen wußte. An dieser Hilfsvorstellung hing zweifellos ein erstes Bild von der Belebung, die ich dem Heim zuführen könnte. Daran wurde mir außerdem deutlich gemacht, wie sich diese Veränderung abzuspielen habe. Sicher war der Hinweis auf Medien zunächst ein guter Rat, mich den Jugendlichen durch Filme zu nähern, aber mir schien er darüber hinaus die Aufforderung zu enthalten, ein ‚Medium‘ im Heim zu werden. Angesichts der Ansprüche an Männer, die Axt im Walde zu verkörpern, konnte mich das Bild vom Medium wenig dazu ermutigen, meinen Platz im Heim gesichert zu sehen. Ein Medium ist nun einmal eine Frau, allenfalls etwas ‚Dazwischen‘. So kam in diesem Zwischenwesen eher das Gegenbild zum ‚gemachten Mann‘ meines ersten Eindrucks zum Zuge. Und wie Bild und Gegenbild ineinander übergehen, so legt hier das ‚Medium‘ eben das ‚Gemachte‘ am Mann aus, und weist in diesem Übergang auf die Behandelbarkeit der Männlichkeitswünsche im Team hin.

Mehr und mehr mußte ich einsehen, daß sich die Ungereimtheiten meines ‚unheimlichen Aufstieges‘ zwar entschlüsseln ließen, aber dabei kein Behandlungskonzept an die Hand gaben. Da sich in jedem Fall Erfolg oder Mißerfolg eng aneinander knüpften, versuchte ich mich bei der Leiterin dadurch abzusichern, daß ich ihr darstellte, wo der Ruf nach dem Psychologen mit Fragezeichen versehen war. Meine zaghaften Aufklärungsversuche nahmen wiederum eine unerwartete Wendung, erfuhr ich doch bei dieser Gelegenheit, daß

der Psychologe in der Tat nicht vom Heim gerufen war, sondern von der vorgesetzten Dienststelle geschickt, um der nur vage mit Rücktrittsplänen hantierenden Psychologin einen erstklassigen und integren Nachfolger hinterherzuschicken. Als ich daher wie der ‚gemachte Mann‘ ins Heim hineinschneite, konnte ich zunächst gar nicht mit ungeteilter Zustimmung empfangen werden, und das Himmelfahrtskommando verband die zweifelhaften Vorschußlorbeeren aus der Ordensführung allerliebste mit den Erwartungen eines wirklichen Retters durch die Heimleitung: Der sollte ein Mann sein und sich doch nicht als Mann durchsetzen können und damit den Teamgeist der Frauengesellschaft bestätigen und doch wieder eine Entwicklung des Ganzen heraufbeschwören.

Psychologischer Raum

In dieser Zeit hatte ich mehr das Gefühl für solche Zusammenhänge und weniger eine solche Theorie. Das Gefühl aber wie die Theorie legen zunächst die eine Konsequenz nahe, den Bewegungen, in die ich hier hineingeraten bin, eine Zeit lang konkret zu folgen. Wie sich an den dicht gestaffelten Wendungen des bisherigen Verlaufs schon angedeutet hat, sollte es ohnehin schwierig genug werden, überhaupt tätig zu sein. Der Raum für meine Tätigkeiten schien von vornherein so verwinkelt gebaut, daß sich allen Beteiligten kein rechter Durchblick eröffnete. Wie ein Ersatz irgendwelcher Tätigkeiten war daher die ‚Raumsuche‘ mit der Leiterin. Gefühl wie Theorie ließen dieser ersten Tat ein symbolisches Gewicht heranreifen, das von den Beteiligten nur schwer auf sich zu nehmen war. Während die Leiterin mir als Alternativen das ‚Besuchezimmer‘ vorstellte, ein ganz aus dem Heim-Rahmen fallendes Musterwohnzimmer, und den leerstehenden Raum im ersten Stock eines zur Zeit nur halb genutzten Wohnblocks, wagte sie mir den auf unserem Rundgang ent-

deckten ‚Medienraum‘ erst gar nicht anzubieten. Sein Anblick hatte selbst die hartgesottene Schwester erschauern lassen: Kahle Wände, rings herum Spinde wie die Soldaten aufgereiht, darin ungenutzte Musikinstrumente, ein veraltetes Filmgerät, in der Mitte ein karger Tisch mit Stühlen. Dieser große kalte Raum schien auch mir selbst durch Umbauten nicht in einen ‚psychologischen‘ Raum zu verwandeln, und um nicht den Alternativen der Leiterin ausgesetzt zu sein, wählte ich die tagsüber als ‚Durchgang‘ frequentierte sogenannte ‚Bibliothek‘. Die Sitzgruppe lud hier schon eher zum Niederlassen ein, ein Schrank mit Spielen und selbstgebastelte Kleinigkeiten gaben dem Raum einen Schimmer von Wohnlichkeit, drei schmale Bücherregale in einer Ecke hatten für die Namensgebung herhalten müssen. Wichtig war mir, daß ich hier etwas Eigenes aufbauen konnte, einen psychologischen Raum eben, einen Durchgangsraum für zunächst nicht weiter bestimmte Aktivitäten. Während sich mein Wochenplan allmählich füllte (Arbeit an einem Fall, Stunde mit der Psychologin, Teambesprechung, Supervision für meine Arbeit), glaubte ich, der Leiterin gegenüber eine Reihe von Stunden für die Planung und Durchführung der Jugendarbeit vertreten zu können.

Das Geschäft schien sich nach den überraschenden Wendungen der ersten Tage zu konsolidieren, dabei war streng genommen immer noch nichts Konkretes geschehen. Den Vorsprung, den ich gegenüber meiner ungewollt dreisten Ankunft inzwischen gewonnen hatte, sicherte mir ein mit meinen Wochenstunden beschriebenes Blättchen im Kalender der Heimleiterin. Sieht man die Sache aber einmal aus der Entwicklung, so führte mich dieser Vorsprung eben aus dem Gebiet der arbeitsteiligen Frauengesellschaft hinaus in die bedrohlichen Stunden von sieben bis neun, in die Freizeit der Jugendlichen. Es war immer

noch derselbe Vorsprung ins Niemandsland der Psychologie (Himmelfahrtskommando). Ich sollte mit den Jugendlichen zwischen 14 und 18 etwas anfangen, irgendetwas, aber etwas, das zieht. Irgendwie war auch schon alles einmal versucht worden, aber die Wunderwaffen des Psychologen würden noch einmal alles anders machen. Und zugleich spielt sich das alles in einem ‚Frei-Raum‘, einer ‚Frei-Zeit‘ ab, die zwar formal festlegt, ansonsten aber ‚inkommensurabel‘ außerhalb der üblichen Heimgeschäfte schwebt, daher diesen auch außer ‚geheimen‘ Versprechungen nichts Ernsthaftes anhaben kann. War das nicht Psychologen-Schicksal, ging es mir bald durch den Kopf?

Das Bild des Psychologen

Das Erstarrte, heißt es in einer Untersuchung² zum Bild des Psychologen, zaubert Veränderungen aus dem Nichts hervor; dazu paßt das Gegenstück unbegrenzter Verwandlungspotenz in der begrenzten Gestalt des Psychologen. Hatte die Schwester einer geheimen Logik zufolge die symbolträchtige Raum-/Zeit-Suche endlich auf ein Blatt bannen können, so fiel mir jetzt die Verkörperung der ‚unbegrenzt-männlichen‘ Potenz in begrenzter Gestalt zu. „Indem man über ihn verfügt, ja, mit ihm ‚fertig wird‘, dadurch selbst zum Psychologen avanciert – er ist auch nur einer wie ich – kommt es zu einer ‚göttlichen Einheit von Bewahren und Verändern‘. Auf diese Weise wird der Psychologe unentbehrlich – aber um ein Gegenbild vom Seelischen beweisen zu können, das ihn überflüssig macht“ (LEIKER 1982, 17).

So war es auch meinem quasi-psychologischen Vorgänger gegangen, dem Freizeitpädagogen, dessen lückenloser Wochenstundenplan die Reste seiner Männlichkeit gegenüber dem ‚Team‘ bezeugen. Er ist irgendwann einmal auf die Seite der Kinder übergelaufen,

wird von ihnen seither als der große Bruder akzeptiert und gibt in allem klein bei. Was nützt es, sagt er mir (sich), wenn ich mich anstrengte – die verlieren doch vor- oder nachher die Lust an allem, und dann stehe ich alleine da. Was nützt es, sagt er weiter, wenn ich schimpfe – die suchen sich einen anderen aus dem großen Angebot, und der bringt sie auf schlechte Gedanken. So stellt er sich abends an den Kicker und wartet darauf, daß einer mitspielt. Man muß sie immer wieder motivieren. Die große Veränderung, die gibt es für ihn nicht (mehr).

Bevor ich mich mit meiner Psychologie also bei den Jugendlichen blicken ließ, waren der Warnungen genug gewesen. Und, hatte ich das ganze auch nicht so schön abgeleitet, so ergaben sich doch genügend Bezüge zu Erfahrungen in meinem Studium wie etwa dem „Bild des Psychologen“, an dem ich in Übungen selber mitgearbeitet hatte. War das alles bisher nur glatt gegangen, weil ich nicht ‚praktizierte‘, und sollte ich vielleicht gar nicht mit der Jugendarbeit anfangen? Soviel war sicher, daß ich als Psychologe überall mit diesen oder ähnlichen Schwierigkeiten zu rechnen hatte und doch wieder an einem Punkt gelangen würde, der mich über das Studium hinausführt.

So fing ich schließlich an, und ich tat das aufgabengerecht – im Sinne des Himmelfahrtskommandos – unauffällig. Man hatte ein erstes Zusammentreffen mit der Jugend am ‚Teeabend‘ arrangiert, der einzigen Sprechstunde im Monatsplan von Aktivitäten. Dort sitze ich nun beim Teetrinken und zerbreche mir den Kopf, was ich bloß anstellen soll. Eigentlich will ich ja gar nichts anstellen, sondern möglichst geschickt ‚nichts tun‘. Meine Unruhe verkleidet sich in kecken Wortspielen, mit denen ich mich unterhalte: Was kann mir schon passieren, außer daß nichts passiert?

Ich beginne still vor mich her, mein Nichts zu organisieren. So denke ich darüber nach, wie man sich am besten so hinsetzt, als sei nichts. Und die bescheidenen Anfragen nach meinem Namen oder meiner Eignung als Fußballtrainer, als Pfadfinderscout höre ich mich in nervtötender Art beantworten: „mal sehen“ – „erst muß ich euch mal kennenlernen“. Die verdrehte Angst, nichts könne (mit) mir geschehen, verfehlte ihre lähmende Wirkung nicht. Alle waren gekommen, doch keinen hielt es lange. Und während die Jugendlichen ihr Verschwinden mit einem treffenden „nichts los hier!“ kommentierten, schüttelte mein rühriger Kollege den Kopf: „Normalerweise unterhalten die sich hier.“

Indessen schickte er bei meinem zweiten Auftritt nur noch diejenigen zu mir, die zum gleichzeitig angesetzten Hockeyspiel keine Lust hatten. Berücksichtigt man dann noch, daß sich sein Angebot lange schon totgelaufen hatte, so blieb für den Psychologen keiner mehr übrig. Allein gelassen, erzählte ich mir wieder Geschichten wie diese: Wenn man die Jugendlichen immer motivieren soll, sollen sie mich doch erst mal motivieren! Oder die folgende psychologische Weltweisheit: Vielleicht steckt hinter der zur Schau getragenen Langeweile ein Übermaß an Gereiztheit? Es ist, als wäre ich aus meinem ersten Vorstoß in Aktionen gleich wieder herausgeschlüpft, hinein in die Rolle des teilnahmslosen Zuschauers, die ich so gut aus meinem Studium kannte. Aber jetzt, da ich einmal meine Unsichtbarkeit abgelegt hatte, war ich zum Faktum geworden und mein Nichtstun zum Verhalten. Dadurch, daß es aber nicht-kontrolliertes Verhalten war, fiel es genau in die Schublade von Psychologie, die ich in meinen Vorwürfungen unter mir aufgetan hatte. Ich präsentierte mich gekonnt hilflos, steckte die Hände in die Tasche und murmelte mir Beschwörungsformeln zu.

Psychologische Reste oder Reste für Psychologie

Daß ich nicht bei meinen Selbstberuhigungsversuchen in Trance fiel, lag wohl an einem Rest psychologischer Wendigkeit, der mir eingab, ein selbstgefälliges Urteil sei meistens um Haaresbreite weniger wahrscheinlich als sein Gegenteil. Ich ging also trotz der wissenschaftlich gerechtfertigten Untätigkeit dazu über, meine Psychologie bei den Kindern irgendwie in Umlauf zu bringen. Dazu bot ich eine ‚Gesprächsecke‘ in der Bibliothek an: ‚Psychologie zum Kennenlernen‘. Wieder kamen alle, und endlich hatte ich etwas in der Hand, was und womit ich mich sehen lassen konnte. Nach einer kurzen Erläuterung zur Ecke und zum Kennenlernen drängte es allerdings die zahlreich erschienenen Jugendlichen spürbar einem Thema zu, das ich mit Bedacht möglichst allgemein ausgewählt hatte. Es sollte um den ‚Fußball‘ gehen, der mich schon beim Vorstellungsgespräch herausgefordert hatte und mir seither immer wieder begegnet war. Für meine Psychologie wollte ich dem Fußball etwas von seinem Zauber abgewinnen, doch fürs erste gestand er mir nur etwas von seiner diskriminierenden Kraft zu. Die Jungen gerieten ins Schwärmen, die Mädchen verschwanden. Meine Einleitung, alle Meinungen sollten zum Zuge kommen, hatte also nicht gefruchtet, wenngleich eine vorentworffene Skizze zum möglichen Verlauf der Diskussion dadurch nicht etwa überholt war, sondern im Gegenteil nach einer knappen halben Stunde schon einmal herauf und einmal herunter besprochen. Die Verhältnisse zwischen Spielern und Nicht-Spielern kommen zur Sprache, und was ich nur als möglichen Ausblick notiert hatte, die Übertragung auf das Spiel eines (psychologischen) Gesprächs, setzt sich im weiteren Verlauf durch. Da muß ich den Wortführer ordentlich in die Parade fahren, damit ich zum Zuge komme. Vielen im Heim gelingt das nicht, dann kommt es zu

Auseinandersetzungen: „Genauso war es auch auf unserer letzten Kinderversammlung.“

Alles schien mir ein wenig zu glatt zu gehen, auch die Annahme meiner Schluß-Moral, jeder müsse den anderen mal ins Spiel bringen, auch die prächtige Sammlung neuer Gesprächsthemen: Rauschgiftprobleme, Videokultur, Friedensdiskussionen. Irgendwie fehlte dem ganzen die Frische eines ‚wirklichen‘ Fußballspiels und am Ende auch die Abgekämpftheit nach dem Abpfiff. Daß sich dort ganz andere Dinge abspielen als Gespräch und Psychologie zeigte mein zweiter Anlauf, denn da „waren die Großen einen saufen“ und ich ging mit meinem Angebot bei den 14jährigen baden.

War ich beim erstenmal zum Mitspielen herausgefordert, so wird mir diesmal mitgespielt und ziemlich übel sogar. Alle regulierenden Maßnahmen durch mich werden von vorneherein hintertrieben. Als Thema gilt, wenn überhaupt, ein ‚Anti-Thema‘: ‚Schule‘ - „Was hältst du von Schule?“ „Nichts“. „Und du?“ „Nichts“ usf. Indem ich solche karikierenden Formen von ‚Psychologie‘ auch noch aufgreife, kippt das Gespräch bald endgültig in Getue, Grimasse, Gelächter. Das Machtwort, das mir endgültig nach sechzigminütiger Seelenruhe herausgelockt wird, zeigt dagegen eine unerhört starke Wirkung. Die bösen Geister verschwinden, und eine Restgruppe kommt zu einer fruchtbaren Einschätzung der Lage zusammen: „Die wollten Sie auf den Punkt bringen“, heißt es da, und: Was ich wohl tun würde, wenn da einer käme, der nicht sagt, was er eigentlich wolle?

Offenbar war ich mit meinen vagen Gesprächsangeboten nicht aus der Beschwörungsmaschinerie des ‚Psychologen‘-Bildes herausgeraten. Und meine Zurückhaltung bei

der Frage, vorschnell etwas zu werden (Medium), traf auf den entschiedenen Anspruch aller Heimbewohner, mich zu etwas zu machen. Darin liegt auf der anderen Seite für mich die Chance, sonst nicht weiter aufgeschlüsselte Behandlungsansprüche (an Neulinge wie mich) spürbar zu machen und als übertragen aufzugreifen. Im dritten Gespräch wird die Wucht solcher Ansprüche dann unübersehbar. Die Großen schickten diesmal einen Unterhändler; sie wollten nur kommen, wenn ich die Freizeiträume (Tischtennis, Kicker, Diskothek) aufschließe. Den Schlüssel dazu hat die Leiterin. Ich zögere, lasse mich drängen, gehe zur Leiterin, lasse mich auch von ihr drängen, schlage das Angebot aus, verhandle weiter. Dazwischen spüre ich, wie ich mich in Sekundenschnelle in Freund und Feind, Mann oder Maus verwandeln kann. Meine unauffällige Erscheinung ist endgültig in die Mühlen der Heimstruktur geraten und hier nur psychologisch an den Rückzugspunkt des ‚Aushaltens‘ solcher Übertragungen geklammert. So bleibt der ‚psychologische Raum‘ trotz des abgeschlagenen Angebots auch in dieser Stunde im Mittelpunkt. Aber in diesem Raum fliegen die Fetzen. Nichts bleibt unverehrt. Es zerrt am Mobiliar und an der Schwelle des Raums – mal sind sie drinnen, mal locken sie mich raus, mal stehen sie in der Tür. Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht. Dennoch glaube ich nachher mehr denn je, ins Geschäft mit den Heimbewohnern zu kommen.

Psychologie auf der Kippe

Die harte Wirklichkeit, in die ich bei der Erfüllung meines Wochenplans hineingeraten bin, hat durchaus ihre verlockenden Seiten. Im selben Gespräch, das mich an den Rand meiner ‚psychologischen‘ Fassung bringt, gibt es fruchtbare Augenblicke: einen verständnisvollen Kommentar, ein Augenzwinkern, witzige Situationen. Die Unterhändlerin der Gro-

Ben spielt Mühle mit mir, mitten in den Verhandlungen. Die Leiterin erzählt mir die neuesten Anekdoten. Während mir die Psychologie immer blasser vorkommt, kehren sich plötzlich unentdeckte praktische Seiten an mir heraus: Ich entwickle eine naive, pflegeleichte Jugendpsychologie, ich sehe mich nach brauchbaren Spielen für meine Jugendlichen um und ärgere mich fürchterlich über die theoretische Ausrichtung der einschlägigen Literatur. Vorrangig geht es mir um die Anschaffung eines Videogerätes, mit dem ich meiner ‚Medien‘-Stellung ein zeitgemäßes Gesicht geben könnte. Für eine Erlaubnis will ich bis nach Aachen gehen, denn nebenbei kann ich mit dem bisher erfolglos beantragten Gerät zum Wohltäter der Schwestern und der Kinder werden.

Meine eingeklemmte und doch jetzt stärker herausgeforderte Männlichkeit drückt sich in einem Traum aus, der mir aus dieser Zeit erhalten geblieben ist: Alle Mitarbeiter sind in festlicher Stimmung versammelt. Als Letzter steige ich die Wendeltreppe zu diesem Raum hinauf und trage siegreich einen übergroßen leuchtenden Pfahl vor mir her. Alles dreht sich nach mir um und bricht bei meinem Anblick in jubelnde Begeisterung aus. Ein bizarrer Traum – scheinbar, denn die Szene hat sich tatsächlich ereignet. Beim Betriebsausflug des Personals gewann ich eine Autorallie, von der jeder etwas ‚Originelles‘ zum Treffpunkt mitbringen sollte: Ich las einen Begrenzungspfahl von der Straße auf.

Das Gemenge um meine neu eröffneten Einflußmöglichkeiten blieb mir auch in der Videogeschichte nicht erspart. Ein endlich bestimmtes ‚Medium‘ zieht den Psychologen nicht reibungslos vom Spannungsfeld der Heimstruktur ab. So wurden von den Jugendlichen gerade solche Filme gewünscht, die ich der Leiterin gegenüber gerade nicht verant-

worten könnte, Horror- und Pornofilme. Hatte ich mir vom Fernsehen eine eher stilllegende Funktion erhofft, so bekam ich in den chaotischen Erzählungen der Jugendlichen über solche Filme einen Vorgeschmack auf eine Filmverfassung, die man in der zuschauenden Psychologie filigran als „Mitbewegung“ artikuliert.

Zum erstenmal rührten sich auch die Erzieher, die mich zu einem Gespräch einluden. Den Bericht über meine Arbeit warteten sie nur ungeduldig ab, um mich schließlich bestimmt in meine Schranken zu weisen. Ich solle doch mal ganz klein anfangen und meine Psychologie aus dem Spiel lassen, wenn ich die Kinder gewinnen wolle. Nicht als Psychologe solle ich mich zu erkennen geben, sondern wie ein Erzieher in die Gruppen hineingehen und mit den Kindern einfach spielen. Hatten die Erzieher mit einem Helfer gerechnet, der ihnen die Kinder ein- bis zweimal die Woche abnimmt, so waren meine wechselnden Besetzungen für sie zum Ärgernis und Unruheherd im Heim geworden. Hatte ich mir als (einzigen) Erfolg bisher gutgeschrieben, daß ich die gemischten Verhältnisse zwar sehr (un)geschickt belebt, aber allen Beteiligten spürbar gemacht hatte, so mußten die Erzieher mich für diese Entdeckungen offenbar falsch ansehen. „Wenn Sie wirklich etwas herauskriegen wollen, dann sollten Sie sich nicht als Psychologe zu erkennen geben.“ Hatte ich da bei allen Verquerungen etwas ‚Falsches‘ herausgekriegt? Hätte ich in meinem Bericht nicht von Machtkämpfen, Störaktionen, Flirts der Jugendlichen untereinander und mit dem Psychologen sprechen dürfen? Oder hätte ich nicht darüber berichten dürfen, sondern klagen sollen über den wechselnden Zulauf, die Kontroversen mit Jugendlichen und der Heimleitung? Immer wieder tauchte der Anspruch auf, man wolle mir doch nur helfen, doch schien es mir eher, als wolle man der klaglosen Aufnahme meiner Arbeit abhelfen.

Ein Absturz

Den Erziehern blieb es erspart, weitere Unannehmlichkeiten mit meiner Person zu verbinden, denn von unerwarteter Seite wurden meine Pläne mit dem Videogerät durchkreuzt. Die Ordensleitung, unter deren Kommando ich ja ins Heim gelangt war, ließ mich mit meiner Bitte um eine solche Anlage auflaufen und trieb mich samt meiner ersatzweisen Pläne, statt Gesprächen einen Spielabend anzusetzen, genau in eine Linie mit den Vorschlägen der Erzieher. Ganz klein wurde ich auch in der Suche nach geeigneten Angeboten, die ich nun nicht mehr in den Regalen von Bibliotheken, sondern den Schränken im Heim zu finden hoffte, und meiner Männlichkeit war über den Umweg der Kinderspiele noch rechtzeitig abgeholfen worden. Ich war erleichtert, daß bei allen Widerständen, die mein eigener Plan hervorgerufen hatte, ein Kompromiß gefunden wurde, der den Kreis meiner Vermittlungsbemühungen schloß, auch wenn bei den Spielen die Problemgruppe der älteren Jugendlichen vorläufig ausgeschlossen war. Ich gewöhnte mir in dieser Zeit ohnehin eine Versprechung an, die statt auf Vermittlung zu sinnenden, das Naheliegende ergriff und Schwierigkeiten hinter die Fertigstellung meiner Diplomarbeit verschob.

So feierte ich mit meinen Kindern eine um die andere Woche auf Weihnachten zu, und, wurde mein Konzept auch immer schmaler, es ließ sich gut aushalten mit diesen ‚Kindergeburts-tagen‘. Von der ersten Stunde an festigte sich ein Kreis von Dreizehn- bis Fünfzehnjährigen, die selber Spiele vorschlugen, selber Getränke und Knabbereien mitbrachten und sich von den Größeren bereitwillig abgrenzten. Ich konnte mir schließlich leisten, das ganze aus dem eng gefaßten psychologischen Raum hinauslaufen zu lassen, machte mal eine Fernsehstunde, mal einen Tanzabend (im Besucherzimmer, im Konferenzraum), denn mehr und

mehr schnürte der näherrückende Termin meiner Prüfungsarbeit den Spielraum meiner Planung ein.

Verglichen mit dem enormen Druck, den meine schlichte Untätigkeit hervorgerufen hatte, war das harmlose Vergnügen, das ich jetzt mit meiner ‚Kinder-Psychologie‘ verband, eine große Erleichterung. Die Problemfälle waren aus der Gruppe ausgeschlossen. Mein Einzelfall erwies sich als überaus umgänglich und spielfreudig. Auch hier ging es mir zunächst mehr um Vertrauen, als um Problemarbeit. Glücklicherweise erschien mir auch der Ausfall von Teamgesprächen, die dann so kurzfristig nachgeholt wurden, daß ich nicht mehr verständigt werden konnte, wenngleich ich – nach meiner Arbeit – auch hier für häufigere Anwesenheit sorgen wollte. Die Heimleiterin verreiste für einige Wochen, mein Fall riß aus. Den Raum für die Gruppenabende konnte ich in der Woche vor Weihnachten nicht mehr benutzen, da hier eine Feier vorbereitet wurde. Die Feier erlebe ich nicht mit, lediglich zum Empfang für das Personal bin ich eingeladen – und sitze am Tisch der Küchenfrauen. Mein Fall hat mir die Freundschaft gekündigt, und als ich nachhören will, wie es mit uns weitergehen soll, rät mir die Leiterin, das sei im Augenblick so viel Wirbel, ich solle lieber warten. Ich warte dann auch, bis nach meiner Arbeit . . .

Sanfte Landung

Offensichtlich hatte der Wegfall von Behandlungsansprüchen mit der Erleichterung von Leidensdruck einen regelrechten ‚Leidenschwund‘ bewirkt, den Ausverkauf eines psychologisch modellierbaren Behandlungsraums. Ich war nicht nur dem gleichen Schicksal wie mein ‚psychologischer‘ Vorgänger erlegen, sondern hatte meine darüber hinausgehenden Ansprüche als Medium verraten. Das magische Spiel mit unendlichen

Möglichkeiten wurde im Zuge der Verharmlosung meiner Aktivitäten bloßgestellt. Aus mir war ‚endlich‘ etwas geworden, damit ging das verheißend/erschreckend Mediale meiner Stellung verloren. Und aus der Frage, wie kann uns der Psychologe helfen, entwickelte sich für das Heimpersonal mehr und mehr eine Frage, wie können wir dem Psychologen helfen? Ein Gegenstück zu der von der Leiterin aufs Blatt gebannten Psychologie war gefunden worden. Während eine beschwörende Psychologie die verzwickten Zwischenstände im Heim ‚instandbesetzte‘, war der Psychologe auf die schiefe Bahn zwischen Ansprüchen auf Behandlung und Widerstände geraten, hatte sich noch als Leiden aushalten lassen, aber war als Dreh unerträglich geworden.

Was mich in dieser Zeit ermunterte, das waren die jetzt noch übrig gebliebenen Kontakte zur Heimleitung, die sich auf ein regelmäßiges Treffen mit der Psychologin beschränkten. In diesen Gesprächen wurde ich sehr schnell von einer psychologischen Einschätzung in eine entspannende familiäre Plauderei umgestimmt. Hatte ich in der Not des Freizeitpädagogen unwillig so nach und nach die Reste von Widerständen entdeckt, die ihn als ‚Vorgänger‘ auf meiner Stelle kennzeichneten, so setzte sich die Psychologin in Arbeit und Erscheinungsbild wohltuend von meinem Arbeitsfeld ab. Sie schien nicht nur einer Rivalisierung auszuweichen, sondern richtete mich mit der an den Tag gelegten Hilflosigkeit ihrer Psychologie immer wieder auf. Ließ ich nur etwas von meinen Schwierigkeiten im Heim durchblicken, so stellte sie, die hier schon länger arbeitete als irgendein anderer Mitarbeiter, sich mir, dem Neuling, in einer betörenden Weise bloß: „Da sagt doch die Leiterin glatt zu mir, wofür bezahlen wir Sie überhaupt?“ Auch in der Kummerecke der Teambesprechungen gab sie (zu meiner heimlichen Erbauung) die unglücklichste Figur ab, doch

hätte mir das, angesichts der heiminternen Bedeutung von ‚Hilflosigkeit‘ zur Mahnung gereichen sollen. Die Winkelzüge zu Beginn meiner Arbeit hatten doch gerade den Zusammenhang zwischen Unpäßlichkeiten der Heimstruktur (Anklage und Bewunderung von Ausfällen) und einer selbstverschriebenen Behandlung (Legalisierung von Leiden und Einrichtung von Veränderungssehnüchten) herausgestellt. Hörten sich die zur Schau gestellten Ausweglosigkeiten für einen Neuankömmling peinlich und herausfordernd an, so sah ich jetzt darin Züge einer zum Perfektionismus gesteigerten Hilflosigkeit. Die führende Rolle, die der Psychologin in diesem Kreis zukam, blieb hintergründig gesichert durch ihre handfesten Aufgaben, vor allem ihre guten Beziehungen zum Jugendamt, die sie, wie mir die Leiterin später anvertraute, im Grunde für das Heim unverzichtbar machten.

Der ‚gemachte‘ Mann – angemacht und abgefertigt

War der Psychologin ein doppeltes Spiel im Frauenteam also auf den Leib geschnitten, so wurde mir in einer Rolle zunehmend unwohl, die sich nach anfänglichen Leiden, nicht richtig hineinzukommen, nahtlos in ein erleichterndes Wieder-heraus-Geraten gewandelt hatte. Der Mann, der auch noch Psychologe ist, hätte wohl im Heim die Erfüllung aller Wünsche bedeutet, und meine altklugen Basteleien an dieser Materie brachte neben der Entdeckung meiner ‚Männlichkeit‘ auch die einschlägigen Widerstände auf den Plan. An männlichen Personen machte sich das verstellt Handfeste der Frauengesellschaft fest, und es war bisher noch in jedem Fall schließlich gegen die Vertreter dieser ‚Potenz‘ gekehrt worden. Da war der Freizeitpädagoge mit seiner liebevoll-mütterlichen Art, die Auszubildenden, die noch keine Männer waren, der Prälat, der keiner mehr zu sein schien. Die Reihe ließe sich fortsetzen und würde maka-

ber enden, denn ein Hausmeister, der noch am ehesten männliche Züge vertreten hatte, war in diesem Jahr auf tragische Weise ums Leben gekommen. So läßt sich durchaus die Einladung der Schwestern verstehen, als Psychologe und ‚praktisch‘ einziger Mann eben ‚der gemachte Mann‘ für das Heim zu sein. Als Mann war ich dann Übergang wie die anderen, als Psychologe zugleich Behandlung dieses Übergangs.

Als die Heimleiterin wieder einmal am Ende ihrer Hilflosigkeit nach einem Mann rief und die Psychologin lächelnd auf mich wies, da hatte die Schwester nur mehr ein Seufzen für mich über. Es ist sicher kein Wunder, daß ich nach solchen Erlebnissen die Gelassenheit verlor, mich zu fragen, was denn den Heimbetrieb dazu bringt, Männer herbeizusehnen, um ein ums andere Mal kometenhaften Aufstieg und schnelles Verlöschen mitzuerleben. Vielleicht hat daran die immer wieder provozierte Mütterlichkeit des Heims ihren Anteil, denn sie will zugleich die Familie der Kinder (voll) ersetzen und doch beständig eine Rückkehr in diese Familie vorbereiten. Ich möchte es hier bei einer Andeutung belassen: Vielleicht hängt die Verkehrung des sogenannten ‚Männlichen‘ mit einer Art Stoffmutterkomplex³ zusammen – damit meine ich die Tendenz, einem fundamentalen Mangel (Eltern sein) den perfekten Ersatz schuldig zu sein. Für eine solche These haben sich während meiner Arbeit im Heim Hinweise ergeben, der Zusammenhang müßte aber gesondert erarbeitet werden.

Als ich erholt und arbeitslustig aus den Weihnachtsferien zurückkehrte, kam ich mit dem Vorsatz, Fragen nach einem Konzept des Heims von einem zentralen Punkt im Heim aus zu verfolgen. Wenn ich, wie abgesprochen, nach dem Ende des Studiums, die doppelte Zeit für das Heim arbeiten sollte, dann

wollte ich einen gesicherten ‚Raum‘ beanspruchen, meine ganze Arbeitszeit über präsent bleiben und für die vielen kleinen Kontakte zu haben sein, die mir oft mehr bedeuteten als der ‚offizielle‘ Kontakt mit Heimleitung und Jugendlichen. Es kam nicht mehr dazu. Das neue Jahr begann für mich mit der Mitteilung, daß man auf mich verzichten müsse. Die Psychologin habe sich entschlossen weiterzumachen, das gelte auch für die Supervision der Erzieher, die ich hätte übernehmen sollen. Mein Fall war in ein anderes Heim verlegt worden, mit der Kindergruppe hatte ich die ‚Problemfälle‘ nicht erreicht, und so wisse die Leiterin wirklich nicht mehr, womit sie mich jetzt noch beschäftigen könne. In die Sorge der Schwester für mein weiteres Berufsschicksal mischte sich vor aller Gegenargumentation die Endgültigkeit der getroffenen Entscheidung. Und da diese Mischung ihr ins Gesicht geschrieben war, konnte ich nur hoffen, eine kritische Wertung meiner Arbeit anzuhängen. Auf meine nachdrückliche Bitte hin wiederholte sie noch einmal, lediglich die finanzielle Belastung sei der Grund für mein Ausscheiden – eine Erklärung, die mich nicht zufriedenstellte.

Ich schaute mir noch einmal die Mischung an (Sorge und Endgültigkeit) und beschloß, mein Gift aus der Ferne zu verschießen, mal gegen das Heim, mal gegen meine Ausbildung, dann wieder gegen mein eigenes Verhalten. Erst mit der Beschreibung meiner Karriere kamen Grundzüge der Heimstruktur, des Übergangs vom Studium zur Arbeit als Psychologe und schließlich ihr Zusammenwirken in Gestalt des ‚gemachten Mannes‘ in den Blick. Das Fehlen eines anschaulichen Kennzeichens von Psychologie machte es immer leicht, Psychologen dort unterzubringen, wo es not tut. Dies ist ja gerade die Bedingung für den Griff, den der Psychologe im Ganzen ansetzen soll. Dazu aber muß er es lernen, Übertragungen

anzunehmen, was ihm vom Studium her zunächst nur aus dem Zusammenhang geläufig ist, daß er es für die Prüfung wissen muß.

Der Psychologe, der sich nur als Widerspiegelung von in einer solchen Institution wirkenden Tendenzen versteht, wird unentwegt seine matten Stellen polieren. Der forcierte psychologische Sachverstand droht, ihm die Kollegialität zu seinen im Studium nur schwach beleuchteten Seiten zu rauben, was meine Tätigkeit im Heim etwa gegenüber der Aufgabe (Himmelfahrtskommando) zu einem beständigen Rückzugsgefecht umgestaltete. Stimmt diese Vermutung, dann würde es sich nahelegen, den Rückzug berufstätiger Psychologen aus der Diskussion in ähnlich unausgestandenen Verhältnissen zu sehen und die Luzidität der wenigen Erfahrungsberichte, die mir etwa aus dem Umkreis der Morphologie bekannt sind, denselben Schwierigkeiten zuzurechnen. Um damit aber nicht einer neuen Schuldzuweisung entgegenzusegeln, möchte ich es bei diesen Überlegungen bewenden lassen. ○

Zusammenfassung

Bei den ersten Berufserfahrungen als Psychologe im Heimdienst kann man einerseits herausstellen, daß sich ein ungebremster Aufstieg zum Himmelfahrtskommando wandelte, dessen Erfüllung und Verfehlung an die Mannbarkeit des Psychologen gebunden waren, Freiheiten im Studium sehr bald unter die Bedingungen des Faktischen gerieten und dort ihre mangelnde Ausbildung gegen die Krankheiten der Wirklichkeit nicht lange verbergen konnten. Man könnte aber auch den Anspruch betonen, daß, wo eine methodisch gesicherte Untersuchung gar nicht geleistet werden kann – dazu fehlt die Distanz eines Betrachters –, gerade dem unverschämten Erleben eine Chance gegeben werden soll, das Geladene, das Widersprüchliche und Dramatische des Seelischen in einer Berufswelt auf-

zudecken, die sich genötigt fühlt, den Drängen der Wirklichkeit eine neue psychologische Sachlichkeit vorzuhalten.

Anmerkungen

¹ Selbst unter den vom Bedeutungsreichtum des Seelischen hart geprüften Psychologen sollte man davon ausgehen können, daß so banale Dinge wie Arbeitsverhältnisse mit einem Vertrag, einer Stellenbeschreibung oder wenigstens einer irgendwo zu ortenden Sachbearbeitung anfangen, und nicht mit einer Beerdigung. In meinem Fall deckte deren Ruf von Unanständigkeit, die damit zusammenhängende Würde der Schwesternschaft und meine eigene Unpäßlichkeit, Sachfragen vor meinem Diplomabschluß zu forcieren, beinahe alle formalen Angelegenheiten zu. Nur soviel: Es handelt sich um das „Kinderdorf Hollenberg“ der Srn. vom armen Kinde Jesu. Ich möchte im übrigen dazu einladen, meinen eigenen schwankenden (Be-)Stimmungen zu folgen, denn gerade in Ermangelung der sonst oft rettenden Rahmen-Bedingungen von Psychologie mag sich ein Zugang zum Schicksal meiner Arbeit ergeben. Und damit zur Beerdigung . . .

² LEIKER, W., Das Bild des Psychologen in der Öffentlichkeit, in: ZWISCHENSCHRITTE 1/1982, 9–19

³ Vgl. hierzu die Studien von HARLOW und ZIMMERMANN, 1958

Dipl.-Psych. Herbert Fitzek
Piusstr. 28
D-5000 Köln 30